

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 51

Artikel: Drei Bücher für die Winterabende
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Drei Bücher für die Winterabende.

Josef Reinhart, Waldbvogelznte, Geschichte vo deheim. Verlag von A. Franke, Bern.

Alfred Huggenberger, Die Geschichte des Heinrich Lenz. Roman. Verlag von L. Staadmann, Leipzig.

Ernst Zahn, Die Liebe des Severin Imboden. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin.

Drei ungleiche Brüder! Gewiß, aber gerade darum hat die Zusammenstellung dieser Autoren und ihrer neuesten Bücher einen eigenen Reiz. Alle drei sind uns gute alte Bekannte, ihre Namen wecken in uns liebe Erinnerungen. Da tönen uns die lieblichen Weisen der „Liedli ab em Land“ ans Ohr und hören wir das gemütvoll lustige „Brichte“ der „Geschichtli ab em Land“. Da schreitet in gemessenem Rhythmus der Thurgauer Erzähler über seinen Acker hinauf zum Wald, an seinen Apfelbäumen und Kirschbäumen vorbei, das Pfeiflein im Mund, das kluge Schalkslächeln im Auge; an jede Scholle, jeden Markstein, jeden Baum weiß er eine besinnlich ernste oder spähhaft vernünftliche Geschichte anzuknüpfen. Da rauscht es wie von Bergbächen zu Föhnzeiten aus den Romanbüchern des schriftstarken Gastwirtes von Göschenen.

Josef Reinhart erzählt uns in seinem Neuesten von seinen Waldbubenzeiten. Und wie! Seit Rosegger seine Waldbauernbuben-Erlebnisse geschildert, hat kein Poet die eigene Jugendzeit in so tannenduftiger Weise, in so wehmutsvoller Glückseligkeit wiedergegeben. Der Vergleich mit Rosegger drängt sich auch deshalb auf, weil beide Dichter die der Jugendschilderung angemessenste Form der kleinen Erzählungen gewählt haben. Diese abgerundeten, gefühlbetonten Erlebnisgeschichten entsprechen der psychologischen Wirklichkeit besser als die zusammenhängende Romandarstellung. Jeder erwachsene Mensch erlebt seine Jugend in jenen kleinen, leuchtenden, von der Phantasie gefühlswarm umflossenen Bildchen wieder, wie sie in Josef Reinharts Waldbvogelznte stehen.

„Geschichte vo deheim“ nennt sie der Dichter. Bei Josef Reinhart hat das „Deheim“ einen ganz seltsam lieblichen und weichen Klang. Wo der Vater und die Mutter sind, dort ist sein Deheim in allererster Linie. Der strenge, aber rechtsdenkende Vater wird dem Bublein die moralische Autorität, zu der sanften, in Liebe starken Mutter flüchtet es in Zeiten der Gewissensnot und der Seelenbedrängnis. Wie die braune Ackererde und der milde Sonnenschein zum Heimet gehören, so ergänzen sich Vater und Mutter in der Vorstellung des Dichters von seinem „Deheim“. Zum „Deheim“ gehören die Knechte, die kommen und gehen, die sich mit Rötelfein oder Kohle ins Fremdenbuch des Bauernhauses, d. i. an der Kastentüre der hintern Stube, schreiben, wenn sie den Hof verlassen. Jeder von ihnen hat sein Andenken im Herzen des Buben und Dichters hinterlassen, der schlimme Volkspöhl so gut wie der gutmütige Degerli, der Lasterer, der alle andern Leute schlechter macht als sie sind und in dessen Gesellschaft die Mutter ihre Buben nicht gerne sieht, wie der stille Gelegenheitstrinker, dem aber sonst das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Auch die Wolfanni, die robuste Tagelöhnerin, und ihre rot-haarigen Buben, der erzähllustige Schuhmacherseppli und der spottfüchtige „Galoppkühnder“, die beiden „Hamperchsmanne“, die daheim am Störentisch saßen. Und dann die alte „schütterige“ Großmutter im Nachbarsdorf, die den guten Weihnachtschmaus lieferte, die freigebige Bäsi und der ehrwürdige Herr Pfarrer in der nahen Stadt: sie alle gehörten zu des Dichters Jugendheimat. — Die Menschen stehen bei Reinhart im Mittelpunkt der Erzählung. Es sind fast immer gute, weiche Seelen, die nichts Unrechtes tun können.

Reinhart erzählt seine „Waldbvogelznte“ in der Ich-

form. Er selbst ist der Seppli, der diese abenteuerreiche „ersti Stadtreis“ erlebt hat; der unter so peinlichen Angstgefühlen „e Schuelbueb“ geworden ist; der mit offenem Mund die spannende „Pfnegschicht“ des Schuhmacherseppli anhörte; der so brav dem armen „Faldhirt“ das Schweigeversprechen hielt; der so tapfer und gerechtsdenkend von Wolfannus Buben die an deren Mutter verdiente Züchtigung entgegennahm; der leichten Herzens den als „Erbbeeribueb“ (in der „Bernier Woche“ erschienen) verdienten schönen Zweifränkler hmgab, um sein Unrecht an der alten Base wieder gutzumachen; der an seiner ersten Beichte die geheime Bubenlünde nicht unterschlagen konnte. Manah ein Erlebnis hat wohl die Forderung der poetischen Gerechtigkeit zum Sühneschluß umgestaltet, so daß der Seppli vielleicht besser dastehet, als er gewesen — zur Ehre des Ich-Dichters sei's gesagt; er wäre sonst doch ein zu arger Musterknabe gewesen.

Uebrigens sind alle Reinhart'schen Menschen wie der Seppli: weiche Seelen, liebe, gute Menschen. Reinhart ist im eigentlichsten Sinne des Wortes ein positiver Dichter. Er sieht vorab das Gute im Menschen; er glaubt gar nicht an das Schlechte. Zum mindesten sind alle sogenannten Schlechten besser als ihr Ruf. Wie schön steht das zu lesen in „s Wolfanni und Inni Buebe“. Und wie herrlich positiv steht „Der Herr Pfarrer“ in seiner milden Güte da! Diese beiden Stücke sind mir die liebsten aus der Sammlung. Sie sollten in jeder Schule und an jedem familientisch vorgelesen werden. — Ja, vorlesen muß man diese Geschichtlein; alle eignen sie sich dazu. Denn der weiche, leichtflüssige Solothurner Dialekt in Reinharts tiefführender, lebenswürdiger, humorvoller Fassung gibt gar köstliche Unterhaltung. Als ein reifer, aller Regeln bewußter Künstler handhabt der Dichter seine Sprache. Es lohnte sich wohl, hierüber einen besondern Aufsatz zu schreiben.

Von Reinharts positiver, weicher, ich möchte sagen mütterlicher Art hebt sich Huggenbergers herbe, männliche, mit fast naturalistisch scharfem Stifte arbeitende Kunst merkwürdig fremd ab. So warm und vertraulich jene uns unmittelbar anspricht, so kalt und objektiv empfinden wir im ersten Moment Huggenbergers Erzählen. Aber wenn wir uns tiefer in die „Geschichte des Heinrich Lenz“ hineinkönnen, wenn wir uns in einem Zuge bis ans gute Ende hindurchgesehen haben, dann hat sich der Eindruck gewandelt, dann wissen wir, daß auch dieser Dichter einen starken und warmen Glauben an die Menschen in sich trägt. Huggenbergers Kunst geht von der Natur aus. Naturwahrheit und innere Echtheit, diese Forderungen stehen zuvorderst in ihrem Brevier. Darum beobachtet sie scharf, darum ist sie knapp und kurz angebunden im Ausdruck, darum verschönert sie nicht, sondern gibt die Dinge und Menschen wie sie sind. Mit einer prachtvollen Objektivität erzählt und schildert sie. Nicht, was der Dichter mit seiner Phantasie frei gestaltet hat, nein, was der Held seiner Erzählung innerlich und äußerlich erlebt haben muß, das vernehmen wir aus dem Buche. Ein Beispiel dieser Kunst: Da ist auf S. 10 vom „Wunder der Kirschwerdung“ die Rede. Ein subjektiver Dichter, vom Gotthelf z. B., würde sich hier in allgemeinen über die Schönheit und Lieblichkeit des blühenden und fruchttragenden Kirschbaumes ausgesprochen haben. Ganz anders Huggenberger. Er stellt nur die Empfindungen dar, die der Seele seiner gedachten Menschen angemessen sind, und zwar tut er das mit einer staunenswerten Sicherheit und einer schier unfehlbaren Kunst. So ist das ganze Geschehen des Buches objektiviert, und zwar künstlerisch objektiviert. Jedem Geschehen weiß der Dichter die Seele abzugewinnen; für ihn hat eben jedes Ding seine Seele, und seinem Seherauge werden die Zusammenhänge zwischen den Dingen und dem Geschehen, zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren klarer als uns gewöhnlichen Menschen; nur ein tiefer Denker kann sie verstehen und nur ein Künstler kann sie sichtbar machen. Auch hier sei eine Stichprobe hergesetzt: Heinrichs Vater war stolz auf seinen „Karakter“. Was er Karakter

nannte, war die feste und unwandelbare Abneigung gegen die Bewohner des Nachbardorfes. Die Streiche, die er gegen die verhassten Kasparhubeners spielen geholfen, gab er herzlich gern zum besten. „Einzig die Geschichte von der großen Schlägerei an der Schönerer Kilbi mußte ihm Heinrich jedesmal förmlich abtaufen, die bekam er, auch wenn's gut ging, nur einmal im Jahre zu hören. Aber der Vater brauchte nur seine harte, lederfarbene Werkhand mit einer gewissen Absichtlichkeit wie ein Kampfsandtenk auf's Knie hinzulegen, dann lebte Heinrich in scheuer Betrachtung dieser Hand mit dem verkümmerten, um ein Glied verkürzten Kleinfinger das aufregende Ereignis mit allen Einzelheiten vom ersten bis zum letzten Augenblick durch und bereicherte und befestigte sein Wesen mit verschwiegene[n] Vorsätzen.“ Das sind so mit innerer Entwicklung straff gefüllte Sätze, so anschauliche Bilder, daß nur ein großer, echter Künstler sie geschrieben haben kann.

Auch darin offenbart sich der starke Künstler, daß er seine Gestalten am Zügel hat, daß sie unter seiner schöpferischen Hand werden, sich entwickeln. Noch nie ist dem Dichter dieses Schöpferwerk gelungen wie in seinem letzten Buche. Ich rechne ihm das als seine Meisterleistung an, wie er seinen Heinrich Lenz durch die Wirrnisse des Lebens führt und ihn hinabtaucht in die Tiefe der Demütigung, so wie das sein „Karakter“ d. h. sein Eigenwille notwendig macht, um ihn, der im Laster des Trunkes und des Hasses halb verkommen, heraufzuheben und zu einem stillen Menschenglück zu führen. Es ist diese Entwicklung eine Art Menschwerdung, und zwar von erhebender Art, wenn sie auch nur ein unscheinbares Bäuerlein betrifft. — Und eine ähnliche Menschwerdung hat die Sabine Bucher erlebt, ein raffiges, in ihrer Art seelisch schönes Weib. Die Frau vertritt auch bei Huggenberger das positive Prinzip. Die Sabine Bucher tritt als neue hinein in die lange Reihe der lobens- und liebenswerten Huggenbergerischen Frauengestalten.

Ebenfalls ein Roman ist Zahns diesjähriges Buch. Wenn der Liebhaber von geschweis- und abenteuerreichen Romanen bei „Heinrich Lenz“ nicht auf seine Rechnung kommt, so wird ihm dafür „Die Liebe des Seerich Imboden“ besser behagen. Zahn weiß, was er dem Roman schuldig ist. Diesen Kunstbegriff allerdings im alten Sinne der Romantik erfaßt, die das Abenteuer, die merkwürdigen Begegnungen, die Reise in die Ferne, die dumpfe Schwüle der Versuchung, das Kraftstud des Helden nicht missen will. Zahn weiß, was er seinem großen Leserkreise schuldig ist: einen Helden, über den man sich den Kopf zerbrechen muß, der einem abtödt und doch wieder wunderbar anzieht, ein Riese an Körperkraft und ungebändigtem Willen; dazu schnell in der Liebe wie ein Kind, wankelmütig in der Treue, reumütig nach begangener Missetat, ein Unglücklicher, der am Uebermaß der begangenen Sünden zu Grunde geht, wie eine göttliche Weltordnung das will. Er weiß, daß zu einem solchen Helden schöne, aber schwache Frauen gehören und daß die geringste unter diesen, die Schäfers-tochter, am See Luce, droben auf der unwirtlichen Alp, auf einen solchen Helden den stärksten und nachhaltigsten Eindruck ausübt. — Ich vermag Ernst Zahns neuesten Roman nicht als Kunstwerk im Sinne des Huggenbergerischen zu erkennen. Zahns Gestaltungskraft zeigt sich hier zu stark an der Oberfläche, seine Menschen sind mir zu sehr konstruiert. Fast möchte ich sein Romangebäude mit einem modernen Hausbau vergleichen, der allen Komfort in eine schöne Berggegend trägt, zu dessen Fenster aber fremde Bewohner kalt und fremd heraus schauen. Reinharts und Huggenbergers Erzählen dagegen blickt mich an wie ein heimeliches Schweizerhaus, dessen blanken Fensterchen unter einem hübschen Giebelkerker oder einem freundlichen Vordach hervor schimmern, und vertraute Menschen gehen aus und ein, die wie wir fühlen und handeln.

H. B.

Die Wunder der Kirschwerdung.

(Aus „Die Geschichte des Heinrich Lenz“ von Alfred Huggenberger.)

Solche Stunden des Aufgelegtseins stellten sich in der Regel ganz unerwartet ein. Vor allem pflegte die Kirschenernte sie zu bringen, die in Martini Jahr ausgesprochen die hohe Zeit bedeutete. Auf der obern Einfangwiese, von der aus man Dorf und Höfe und sogar einen Teil der Kasparshuber Gemartung bequem überschauen konnte, besaß er einen stattlichen Kirschbaum, gewissermaßen die Krone seines kleinen Besitztums. Wenn es auf den Sommer ging und die hochbegehrten Früchte sich langsam zu röten und nach und nach dunkel zu färben begannen, stieg der Lenzenmarti jeden lieben Tag einmal hinauf, um seine Sinne an dem Wunder der Kirschwerdung zu weiden. In seinem Leben zählten recht eigentlich nur die vollen Kirschjahre mit. „Man ist dem innern Menschen doch auch etwas schuldig,“ pflegte er zu sagen, wobei er unter dem innern Menschen nicht etwa die unedeln Eingeweide verstand. „Brot und Kartoffeln kann jeder auf den Tisch bekommen, auch wenn er nicht über einen Schuh breit Land zu regieren hat. Sogar Gefottenes und Gebratenes. Aber so, wie ich mir die Welt ansehe, hat es einer erst dann zu etwas gebracht, wenn er jedes Jahr einmal zwei Wochen lang, wann immer ihn die Lust ankommt, Sonntags oder Werktags, auf seinen eigenen Baum steigen und Kirschen essen kann, so viel als ihm gut dünkt und er in die Haut hineinbringt. Wohlverstanden, auf seinem eigenen Baum, von dem ihn weder Freund noch Feind wegweisen darf. So einer ist noch nie an unreinem Blut gestorben, denn das weiß doch ein Kind, daß baumgepflückte Kirschen, halt weil man da gleichsam den Sonnenschein mithinunter schluckt, den Doktoren den Verdienst schmal machen.“

Heinrich freute sich jeweilen schon lange vorher auf die Kirschentage. Nicht bloß wegen des süßen Gaumenstropfes, sondern weil da der Vater fast immer den Sonntagsmenschen anhatte. Es war eine herrliche Sache, nach dem in luftiger Höhe neben den Vögeln des Himmels eingenommenen Mahl auf dem Rasenbänklein im Schatten des gastlichen Baumes zu sitzen und den Leuten auf dem Felde beim Schaffen zuzusehen.

„Die dahinten haben ihre Kirschbäume umgehauen,“ fing dann der Marti etwa mit einer geringschätzigen Kopfbewegung nach der Kasparshuber Seite hin zu philosophieren an. „Sie sagen, sogar ein Holzapfelbaum bringe mehr Geld als so ein unnützer Bodenausleger und Starentrost. An die Gesundheit denken die natürlich erst, wenn sie krank sind. Und weil in ihren Köpfen ein Kätlein ausgerentet ist, so können ihre Gedanken nur immer den gleichen Umgang nehmen. Wenn einer eine Kuh hat, so will er zwei. Derlei Leute muß es auch geben, damit ihrer von allen Sorten sind. Aber nachzumachen braucht man ihnen nichts.“

□ □ Das Scherflein. □ □

Armut ist das sonnenreine
Lächeln einer Kindesseele,
Ist das scheue Umfächeln
Auf dem Weg zu Schuld und Fehle.

Armut ist die blinde Scherbe,
Die dein eigen Antlitz spiegelt:
Gold und Seide, beid' sind untreu
Und der Zukunft Buch versiegelt.

Sieh in jedem Gramgesichte
Ahnend Blut von deinem Blute!
Nur wenn Liebe ganz es einhüllt,
Kommt dein Scherflein dir zugute.

Alfred Huggenberger.

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —